

De/constructing spaces of queer fear: rassisierte und klassisierte Stadt- und Raumkonstruktionen am Beispiel Wien¹

Zusammenfassung

Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Ethnisierung und Rassisierung von Homo*-, Trans*- und Inter*phobie in öffentlichen und politischen Debatten gehen wir in diesem Beitrag der Frage nach, wie sich diese Diskurse und Deutungsmuster in queeren Aushandlungen und Wahrnehmungen des urbanen Raums materialisieren. Auf der Basis von ausgewählten Ergebnissen einer breit angelegten empirischen Auftragsstudie zu den Lebensbedingungen von Lesben, Schwulen, Trans*, Inter* und queeren Personen (LGBTIQs) in der Stadt Wien analysieren wir aus einer intersektional-rassismuskritischen und affektheoretischen Perspektive, welche Bezirke und Orte in der Stadt Wien von den Studienteilnehmer*innen aus welchen Gründen als Angsträume bzw. Gefahrenzonen für LGBTIQs wahrgenommen werden. Besonderer Fokus liegt dabei auf der Frage, ob die Identifizierung von Wiens klassischen Arbeiter*innenbezirken als Problembezirke für LGBTIQs als Manifestationen rassisierter und klassierter Stadt- und Raumkonstruktionen gelesen werden können. Unser Beitrag diskutiert und situiert die Ergebnisse der Studie demnach im Kontext einer „Kolonialität des Städtischen“ (Ha 2017: 75) und etablierter kolonialer Genealogien und Grenzziehungen zwischen Zonen der (sexuellen) Entwicklung, Aufklärung und Moderne sowie ‚rückständigen‘ Räumen der Barbarei und Gewalt.

Schlüsselwörter

LGBTIQs, Rassismus, Ethnisierung, Postkoloniale Theorie, Stadtforschung, Homophobie

Summary

De/constructing spaces of queer fear: racialized and classed spatial constructions of urbanity in Vienna

Homo*phobia, trans*phobia and inter*phobia are becoming increasingly racialized and ethicized in public and political debates. This article investigates how these discourses materialize in queer experiences and perceptions of urban spaces. Based on results taken from a broad-based empirical study of the living situation of lesbian, gay, trans*, inter* and queer people (LGBTIQs) in Vienna we explore which parts of the city are experienced as danger zones and which spaces give rise to fear, and why that is the case. Using an intersectional, race-critical and affect-theoretical approach we examine whether identifying Vienna's working-class districts as problem areas for LGBTIQs can be read as queer manifestations of racialized and classed constructions of urban spaces. The article discusses and situates the results of the study in the context of the "coloniality of the city" (Ha 2017: 75) and reads them against the backdrop of colonial genealogies and borders between zones of (sexual) development, enlightenment and modernity versus "backward" spaces of savagery and violence.

Keywords

LGBTIQs, racism, ethnicization, postcolonial theory, urban studies, homophobia

1 Die diesem Artikel zugrunde liegende Studie „Queer in Wien“ und die Datenauswertung der dabei durchgeführten Online-Befragung wurde durch Finanzierung der Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen (WAST) der Gemeinde Wien sowie den Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank ermöglicht.

Die Problematik einer zunehmenden rassifizierenden Auslagerung sowie Ethnisierung von Homo*-, Trans*- und Inter*phobie², verkörpert durch die Figur des muslimischen Migranten, gehört mittlerweile zu einem zentralen Kritikfeld postkolonialer und rassistisch-kritischer Queer und Gender Studies (vgl. Puar 2007; Haritaworn/Erдем/Tauquir 2008; Haritaworn 2015; Dietze 2017). So zeigt beispielsweise Gabriele Dietze im Zusammenhang mit den öffentlichen Debatten um die Silvesternacht in Köln, wie ethnisch bzw. rassistisch markierten Männern* ein inhärenter bzw. kulturbedingter (Hetero-)Sexismus zugeschrieben wird (vgl. dazu auch Dietze 2016, 2017). Oder wie Koray Yılmaz-Günay dieses Bild vom homophoben, sexistischen Muslim auf den Punkt bringt:

„Es ist der hypermaskuline, gewalttätige und auch sonst zu Kriminalität neigende ‚muslimische‘ Mann, der Frauen, Schwule und Lesben bedrängt, ihre Lebensäußerungen gefährdet, geradezu unmöglich macht. Ihm stehen als ‚Opfer‘ nicht nur die Frauen und Homosexuellen aus der eigenen Gruppe gegenüber, sondern auch ‚unsere europäischen Werte.‘“ (Yılmaz-Günay 2014: 9)

Gewalt gegen LGBTIQs wird im Rahmen aktueller politischer Debatten folglich zunehmend jenseits eines als ‚aufgeklärt‘ imaginierten Westens verortet und als Phänomen analysiert, das nun vor allem durch Geflüchtete und Migrant*innen ‚zurück‘ nach Deutschland oder Österreich gebracht wird. LGBTIQ-Feindlichkeit werde im Zuge dessen, wie Rahul Rao zeigt, gewissermaßen geopolitisch und räumlich ‚lokalisiert‘: „[C]ertain places are imagined as *locations of homosexual freedom* and others as *locations of homophobia* [...] [and] particular attitudes towards sexuality (and indeed particular sexualities) become *markers of belonging* to particular places“ (Rao 2014: 174, Hervorh. C. K./K. S.). Diese homophoben Gebiete und deren Bewohner*innen gelten gegenüber den Räumen der (vermeintlichen) ‚westlichen Moderne‘ als ‚rückständig‘ und – wie die bekannte postkoloniale Theoretikerin Anne McClintock betont – als „anachronistisch“ (McClintock 1995: 40), d. h., sie stehen nicht nur außerhalb moderner Zeitlichkeit, sie gelten im Rahmen eines westlichen Fortschrittsnarrativs auch als ‚in der Entwicklung‘ zurückgeblieben. McClintock verortet die Konstruktion von „anachronistischen Räumen“ damit in ein größeres historisches Zivilisierungsdispositiv, durch welches globale und innereuropäische Hierarchien durch eine *Verzeitlichung* von (Lebens-)Räumen und Differenz legitimiert wurden: „The agency of women, the colonized and the industrial working class are disavowed and projected onto anachronistic space: prehistoric, atavistic and irrational, inherently out of place in the historical time of modernity“, so McClintock (1995: 40).

Vor dem Hintergrund dieser problematischen historischen Zusammenbindung von „space“, „modernity“ und „progress“ (McClintock 1995) sowie den räumlichen Implikationen einer zunehmend zu beobachtenden Ethnisierung und Externalisierung von Homo*-, Trans*- und Inter*phobie in Debatten um Gewalt und Diskriminierung von LGBTIQs gehen wir in diesem Beitrag der Frage nach, wie sich solche Diskurse und

2 Auch wenn wir den Begriffen Homo*-, Trans*- und Inter*phobie aufgrund der Problematik einer möglichen Individualisierung, Psychologisierung und Entpolitisierung von Gewalt gegen LGBTIQs durch die Verwendung des Wortes Phobie sehr skeptisch gegenüberstehen, haben wir uns aufgrund der Popularität dieser Konzepte trotzdem dazu entschlossen, diese in diesem Beitrag zu verwenden.

Deutungsmuster in queeren³ Aushandlungen und Wahrnehmungen des urbanen Raums am Beispiel der Stadt Wien materialisieren und manifestieren. In der queeren (und feministischen) Stadtforschung – und dies gilt nochmals verstärkt für den deutschsprachigen Raum – existieren bisher nur wenige Analysen, welche nach dem *Einfluss* von Rassismus und Klassismus auf die *Wahrnehmung* und Interpretation von Gewalt und bedrohlichen Orten bei individuellen LGBTIQs fragen und auf eine entsprechende empirische Datenbasis zurückgreifen können. Bereits existierende Analysen fokussieren primär auf öffentliche und (bewegungs)politische Verhandlungen von LGBTIQ*-Feindlichkeit und beziehen sich vor allem auf Debatten in Berlin bzw. Deutschland (Haritaworn 2015; Tsianos 2014; Kosnick 2015).

Auf der Basis von ausgewählten Ergebnissen einer breit angelegten empirischen Auftragsstudie zu den Lebensbedingungen von LGBTIQs in der Stadt Wien⁴ (Schönplflug et al. 2015), in welcher auch Angst vor und Erfahrungen mit Gewalt und Übergriffen im öffentlichen Raum abgefragt wurden, gehen wir in diesem Beitrag aus einer intersektional-rassismuskritischen Perspektive der Frage nach, *welche* Bezirke und Orte in der Stadt Wien von den Studienteilnehmer*innen aus *welchen Gründen* als Angsträume bzw. Gefahrenzonen für LGBTIQs identifiziert wurden. An dieser Stelle gilt es jedoch hervorzuheben, dass aufgrund der breiten Ausrichtung der Studie und dem Anliegen der Auftraggeber*innen – der Stadt Wien – das Studiendesign nicht entlang der Fragestellung und dem Anliegen dieses Beitrags konzipiert wurde bzw. werden konnte. Wie Erel et al. (2007) betonen, bedeutet intersektionale Forschung aber, gerade danach zu fragen, wie bestimmte „Unterdrückungsverhältnisse die Daten, die [...] [wir] produzieren, mit strukturieren“ (Erel et al. 2007: 247), auch wenn bestimmte Themen vielleicht nicht explizit vorkommen. Das heißt, in diesem Falle wurden die für die Auftragsstudie gesammelten Daten erst *nachträglich* aus einem besonderen Interesse für die hier diskutierte Problematik sowie vor dem Hintergrund einiger bemerkenswerter Ergebnisse *zusätzlich* ausgewertet. Dies hat aber auch zur Folge, dass bestimmte (Detail-)Fragen und Korrelationen⁵ zum Thema Gewalt und (öffentlicher) Raum mittels der vorliegenden Daten nicht oder nur partiell beantwortet werden können. Die Ergebnisse der Studie bieten aber trotzdem eine ausreichende und spannende empirische Grundlage, um der

3 Wir verwenden in diesem Beitrag den Terminus ‚queer‘ als Sammelbegriff für die Vielfalt an sexuellen und geschlechtlichen Selbstidentifizierungen der Studienteilnehmer*innen.

4 Im Auftrag der Stadt Wien und in Zusammenarbeit mit der Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgener Lebensweisen (WASt) (Schönplflug et al. 2015) führten wir als interdisziplinäre Forschungsgruppe die Studie „Queer in Wien“ mittels Online-Fragebogens mit offenen und geschlossenen Fragen im Ausfüllzeitraum 11.12.2014 bis 2.3.2015 durch. Insgesamt füllten 3 161 Personen den Fragebogen ganz (1 827 Personen) oder teilweise (1 334 Personen) aus. Die Befragung untersuchte die Lebenssituation und Lebenszufriedenheit von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans* und Inter* Personen (LGBTIs) im Raum Wien sowie deren Erfahrungen mit Gewalt, Diskriminierung und Ungleichbehandlung in unterschiedlichen Lebensbereichen und institutionellen Kontexten. Die Studie ist methodologisch an queeren und intersektionalen Forschungsperspektiven orientiert und zeichnet sich neben der hohen Rücklaufquote durch ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis und sehr viele detaillierte Antworten auf offene Fragestellungen aus. Nachteilig ist, dass die Methode des Online-Surveys und des Community-orientierten Ansatzes eine Überrepräsentation gut ausgebildeter, in Anstellungsverhältnissen befindlicher Personen mit österreichischer Staatsbürger*innenschaft zwischen 19 und 45 Jahren bedingte.

5 Z. B. bezüglich der Frage, an welchen Orten konkret Gewalt erlebt wurde und an welchen Orten die Studienteilnehmer*innen Angst verspüren.

Frage nach den verräumlichten und stadtpolitischen Implikationen einer zunehmenden rassifizierenden Auslagerung sowie Ethnisierung von Homo*-, Trans*- und Inter*phobie nachzugehen. Die Grundlage für diesen Beitrag bildetet demnach eine (neuerliche) quantifizierende und qualitativ-inhaltsanalytische Auswertung der Antworten zum Thema Gewalt (geschlossene und offene Fragen) sowie Rückmeldungen aus anderen Teilen des Online-Surveys (u. a. zum Thema Wohlbefinden in Wien oder Vorschläge für Verbesserungsmöglichkeiten) auf der Basis einer Reihe von induktiv und deduktiv entwickelter *Keywords* (u. a. mögliche Sprach- und Begriffsvariationen von „Ausländer“, „Migrant“, „Islam“).⁶

1 Rassifizierende und klassierte Stadt- und Raumwahrnehmungen: theoretische und methodologische Vorüberlegungen

Im Rekurs auf die affekttheoretischen Überlegungen von Sara Ahmed (2004a, 2004b) geht es in diesem Beitrag darum, den Wirkungsgehalt von Rassismus auf die *Interpretation* von Gewalt gegen LGBTIQs sowie die *Wahrnehmung* und Identifizierung bedrohlicher Räume/Orte herauszuarbeiten. Wir gehen in unserer Analyse von der Annahme aus, dass die von den Studienteilnehmer*innen vorgelegten Deutungen von Gewalt und Angst(räumen) sowie deren Identifizierung von bestimmten gefährlichen (Täter*innen-) Gruppen im Kontext von bestehenden rassisierten Archiven und Interpretationsrastern, von sog. „affektiven Ökonomien“, wie es Ahmed (2004a: 44) nennt, zu situieren sind. Nach Ahmed sind Emotionen wie Angst oder Hass nicht als *intrinsische* bzw. *innere* Gefühle des Subjekts zu verstehen, „but are produced as effects of circulation“ (Ahmed 2004a: 8). Subjekte fungieren somit selbst als Knotenpunkte bereits zirkulierender affektiver Ökonomien, in denen bestimmte *Objekte* und *Körper* auf der Basis bestehender Ungleichheitsverhältnisse und damit rassistischer, klassierter und vergeschlechtlichter Archive mit bestimmten Gefühlen belegt sind bzw. entlang dieser Deutungsmuster immer wieder neu affiziert werden. Folglich haben nach Ahmed Konstruktionen von Andersheit bzw. eines Anderen stets eine emotionale Implikation und Wirkung, nicht nur weil die Abgrenzung eines Ichs zu einem Anderen bereits selbst eine affektive Bewegung voraussetzt, sondern auch weil das Andere bei jemandem beispielsweise Angst hervorrufen kann. Besonders bedeutend für eine rassismuskritische Analyse ist Ahmeds Einsicht, dass in diesem emotionalen Prozess das Andere selbst zur vermeintlichen *Ursache* der Angst wird und damit die dieser Angst zugrunde liegenden affektiven Ökonomien und somit Ungleichheitsverhältnisse aus dem Blick geraten.

Auf der Basis eines solchen Affektbegriffes geht es uns in diesem Beitrag darum, Manifestationen dieser affektiven Ökonomien in den empirischen Daten unserer Studie nachzuvollziehen und als Artikulationen rassierter und klassierter Stadt- und Raum-

6 Die *Keywords* in diesem Zusammenhang waren: alle möglichen Sprach- und Begriffsvariationen von „Ausländer“ (u. a. ausländisch, Ausländerinnen), „Migrant“ und „Migration“, „Islam“ und „Muslim“, „Multikulturalismus“, „Kultur“, „Türke“, ebenso wie „Gefahr“, „Angst“, „Täter“, „Angreifer“, „Gewalt“, „Diskriminierung“.

konstruktionen zu identifizieren. Unser Beitrag diskutiert und situiert die Ergebnisse der Studie demnach im Kontext einer „Kolonialität des Städtischen“ (Ha 2017: 75) und fragt vor dem Hintergrund etablierter kolonialer Genealogien und Grenzziehungspraktiken zwischen Zonen der (sexuellen) Entwicklung, Aufklärung und Moderne sowie den ‚rückständigen‘ und ‚anachronistischen Räumen‘ (vgl. McClintock 1995: 30) der Barbarei und Gewalt, ob und wie sich diese räumlichen Imaginationen in den Studienergebnissen widerspiegeln. Damit folgen wir Noa Has Plädoyer für eine „postkoloniale Stadtforschung“ (Ha 2014: 42) und einer damit verbundenen Aufforderung, „die Reproduktion von Rassismus als koloniales Erbe“ europäischer Städte zu identifizieren und die „Kontinuität orientalisierender Implikationen“ sowie die „essentialisierende und kulturalisierende Spezifität von Urbanität herauszuarbeiten“ (Ha 2014: 34).

Vor dem Hintergrund der besonderen Rolle von Klassismen⁷ in den jeweiligen Rückmeldungen und Interpretationsmustern der Studienteilnehmer*innen verstehen wir unseren Beitrag auch als ein epistemologisches und methodologisches Plädoyer, die Analysekategorie Klasse wieder verstärkt in queere und LGBTIQ-bezogene Forschungen zu inkludieren – und zwar im doppelten Sinne: Nicht nur in der *Auswertung* und *Interpretation* von Daten, sondern auch in Bezug auf die Notwendigkeit einer sorgfältigen sozioökonomischen Erfassung der Situierung von Studien- oder Surveyteilnehmer*innen selbst. Denn die Ergebnisse unserer Studie spiegeln angesichts der soziodemografischen Angaben der Teilnehmer*innen und analog zur generellen *Bias*-Problematik von Online-Surveys aufgrund von Alter, Bildung und Klasse vor allem die Wahrnehmungsmuster in Wien lebender, *weißer*, junger, (formal besser) gebildeter LGBTIQs mit österreichischer oder EU-Staatsbürger*innenschaft wider. Die Studie kann daher selbst als eine Art ‚Milieustudie‘ dieses Segments von in Wien lebenden LGBTIQs gelten.

Die forschersische Herausforderung dieses Beitrags liegt also darin, die Gewalterfahrungen und Ängste der Studienteilnehmer*innen sowie das *reale* Bedrohungspotenzial für LGBTIQs im öffentlichen Raum nicht grundsätzlich infrage zu stellen, dabei aber trotzdem die Normalität eines institutionellen Rassismus und Klassismus als performativen Rahmen für die Interpretation von Angst oder einem Gefühl der Bedrohung in bestimmten Räumen in den Blick zu nehmen. Das heißt, auch wenn *offen* artikulierter Rassismus und Klassismus nur in einer begrenzten Anzahl von den Studienteilnehmer*innen benannt wurden, impliziert eine intersektional-rassismuskritische Auswertung und Interpretation der Ergebnisse eben auch, dass die als *gefährlich* oder *sicher* erlebten Bezirke und Orte nochmals kontextualisiert, d. h. demografisch und soziopolitisch situiert werden: Um welche Bezirke handelt es sich und wer lebt dort eigentlich?

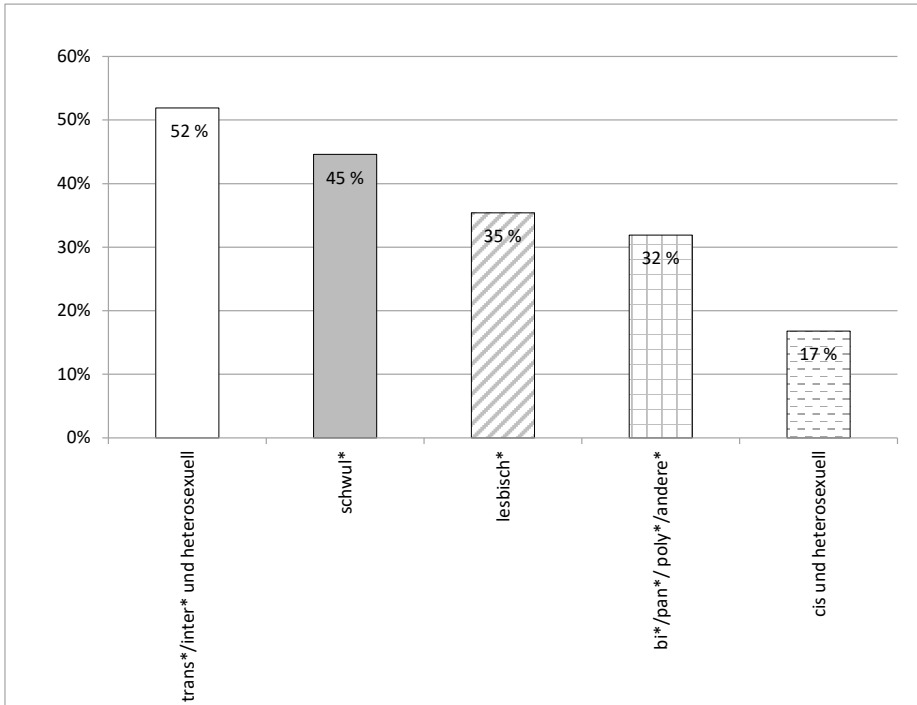
7 Folgende Keywords wurden daher noch zusätzlich angewendet: unterschiedliche Sprachvariationen von „Schicht“, „Bildung“, „Prolet“, „Armut“, „Klasse“.

2 Die Heteronormativität des Urbanen: zur Gewalt gegen LGBTIQs im öffentlichen Raum der Stadt Wien

Innerhalb des breiten Feldes der queeren und feministischen Stadt- und Raumforschung existieren zahlreiche Forschungsarbeiten, die deutlich machen, dass heteronormative Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität den öffentlichen Raum strukturieren und gleichzeitig konstituieren (Namaste 1996; Doan 2010; Tomsen/Mason 2001; Schuster 2012). „Der öffentliche Raum der Straße, und gemeint sind damit nicht nur Straßen, Fußgängerzonen und Plätze, sondern auch Geschäfte und Cafés, die die Straße mit ausmachen“ (Schuster 2012: 647f.), sei demnach nicht einfach ein ‚neutraler‘ Raum, so beispielsweise die Stadt- und Raumforscherin Nina Schuster, sondern durch ein permanentes Zur-Schau-Stellen von „heterosexuelle[n] Begehrens- bzw. heterosexuelle[n] Paarnormen und Lebensentwürfe[n]“ (Schuster 2012: 647f.) werde das, was als ‚normales‘ und ‚angemessenes‘ (Geschlechter-)Verhalten in diesen Räumen gilt, performativ hergestellt und reproduziert. Gewalt gegen LGBTIQs im öffentlichen Raum könne somit als eine Art „Policing“ von Praktiken der Transgression dieser vergeschlechtlichten und heteronormativen Raumnormen und -ordnungen verstanden werden, so etwa das Argument von Ki Namaste in dem bekannten Beitrag *Genderbashing* (Namaste 1996). Diese Deutung von homo*-, trans*- und inter*phober Gewalt korrespondiert mit performativitäts- und queertheoretischen Überlegungen zur normativen Gewalt einer „Geschlechter-Intelligibilität“ und der sozialen ‚Bestrafung‘ jener Existenzweisen, die aus dieser „heterosexuellen Matrix“ herausfallen (wollen) und somit den Vorgaben einer Darstellung von Geschlecht entlang der Regeln der „Kontinuität“ und „Kohärenz“ zwischen *sex*, *gender* und *desire* nicht entsprechen (können) (Butler 1991: 37f.). Auch zahlreiche empirische Studien exemplifizieren, dass Personen, die im öffentlichen Raum ‚sichtbar‘ Geschlechter- und sexuelle Normen überschreiten, überdurchschnittlich oft von Gewalt und Diskriminierung betroffen sind (vgl. Fundamental Rights Agency 2014).

Auch die vorliegende Studie zur Lebenssituation von LGBTIQs in der Stadt Wien zeigt, dass der öffentliche Raum von vielen der über 3 000 Studienteilnehmer*innen als bedrohlich wahrgenommen wird: 52 % der befragten Personen, die sich als trans*/inter* und heterosexuell verstehen, vermeiden demnach bestimmte Plätze, Orte oder Bezirke in der Stadt Wien. Aber auch rund 45 % der schwulen Männer* und 35 % der lesbischen Frauen* sowie 32 % der zusammengefassten Gruppen bi*/pan*/poly*/andere* Personen möchten an bestimmten Orten nicht unterwegs sein. In der studieninhärenten Kontrollgruppe der cis-geschlechtlichen heterosexuellen Personen liegt dieser Wert bei nur 17 % (siehe Abb. 1).

Abbildung 1: Gemiedene Orte aus Angst vor Gewalt aufgrund der eigenen sexuellen/geschlechtlichen Identität bzw. Ausdrucksweise



Quelle: eigene Abbildung, n = 2 060.

Die Studienteilnehmer*innen geben dementsprechend auch an, unterschiedliche Vermeidungs- oder *Coping*-Strategien im öffentlichen Raum einzusetzen (wie z. B. Verzicht auf Berührungen wie Händchen-Halten⁸ oder Küssen, aber auch Nicht-Benutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln) oder bestimmte Plätze oder Orte ganz zu meiden. 28 % der Studienteilnehmer*innen berichten weiter, dass sie in der Stadt Wien (z. B. auf der Straße, in Geschäften, bei Veranstaltungen) in den letzten zwölf Monaten (möglicherweise trotz Vermeidungsstrategien) Diskriminierungs- oder Gewalterfahrungen erlebt haben. Dies betrifft insbesondere Trans*- und Inter*Personen bzw. jene, die sich als genderqueer, queer oder nicht-binär bezüglich ihrer Geschlechtsidentität oder Genderperformance identifizieren. Fast 50 % dieser Personen erlebten Diskriminierung oder Gewalt, aber auch 33 % der lesbischen, bisexuellen, pan-/poly-sexuellen Cis-Frauen und 29 % der schwulen, bisexuellen, pan-/poly-sexuellen Cis-Männer. Personen mit

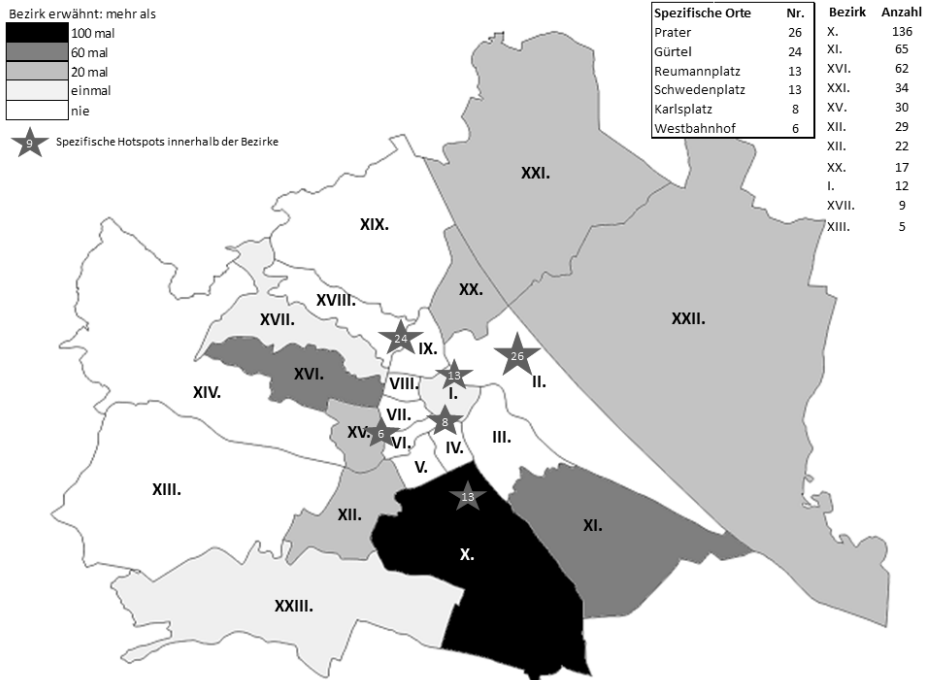
8 Besonders die Frage, ob sich LGBTIQ-Personen im öffentlichen Raum an den Händen halten, ist ein Indikator für Vermeidungsstrategien. Die erste EU-weite Befragung von LGBT-Personen der Fundamental Rights Agency ergab, dass im EU-Durchschnitt 66 % der befragten LGBTs angaben, Angst zu haben, im öffentlichen Raum Hände zu halten, bei schwulen Männern* waren es sogar 74 % (Fundamental Rights Agency 2013).

sog. Migrationshintergrund sind um vier Prozentpunkte häufiger von Gewalt betroffen als Personen ohne Migrationshintergrund.

3 Die Wahrnehmung von Wiens klassischen Arbeiter*innenbezirken als Problembezirke und Gefahrenorte für LGBTIQs

Unsere Auswertung in Bezug auf die halboffene Fragen „Gibt es bestimmte Plätze/Orte in Wien, die Sie meiden, aus Angst Gewalt aufgrund Ihrer sexuellen Orientierung/ Geschlechtsidentität zu erfahren?“ und „Welche sind das?“ ergab folgendes Ergebnis: Jene 574 Studienteilnehmer*innen, welche diese Frage nicht nur mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet haben (dies sind insgesamt 776 Personen), benannten jene Orte und Bezirke in Wien als Angsträume oder tendenziell gefährlich, die traditionellerweise als die sog. Arbeiter*innenbezirke Wiens gelten. Wie in Abbildung 1 mittels einer Grauskala nach Nennungshäufigkeit visualisiert, wird der 10. Bezirk (Favoriten) demnach am häufigsten gemieden (136 Nennungen), gefolgt vom 11. Bezirk (Simmering) mit 65 Nennungen und dem 16. Bezirk (Ottakring) mit 62 Nennungen. Zusätzlich sind in der Karte auch spezifische *Hotspots*, die qualitativ genannt wurden, eingezeichnet. Das sind fünf wichtige Bahnhöfe bzw. Knotenpunkte des öffentlichen Verkehrs sowie der Wiener Gürtel, der als große vielspurige Autostraße die Innenbezirke (1–9) umschließt.

Abbildung 2: Angsträume bzw. gemiedene Orte und Bezirke in Wien inklusive Hotspots



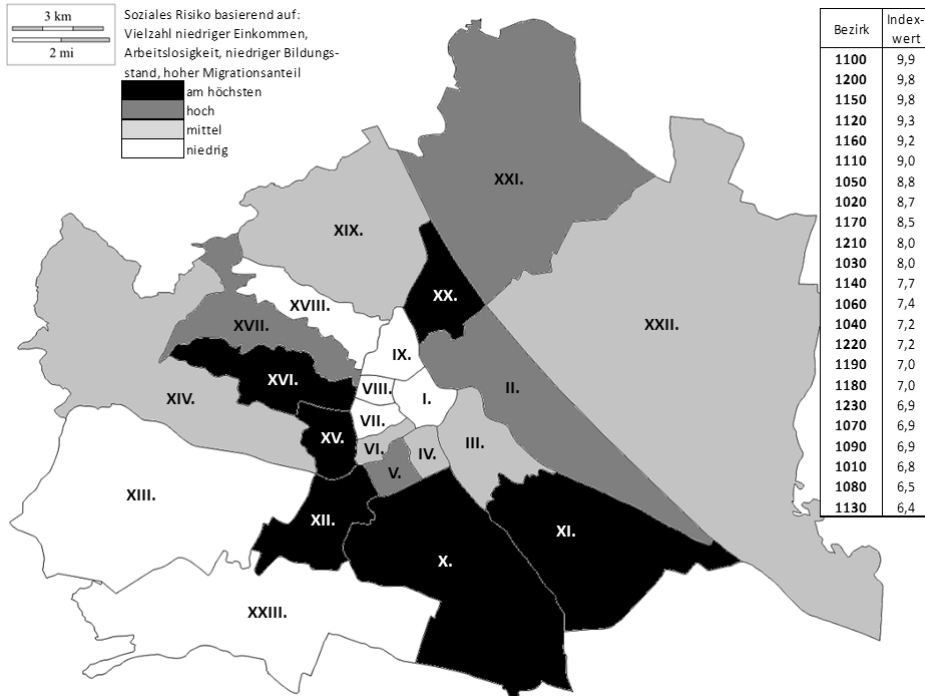
Quelle: eigene Abbildung, 574 qualitative Antworten.

Der am häufigsten genannte 10. Bezirk, der aufgrund der ungebrochenen Mehrheit der Sozialdemokratischen Partei (SPÖ)⁹ auf Bezirksebene¹⁰ und seiner historischen Bedeutung als „Hochburg“ der Wiener Arbeiter*innenbewegung auch als „roter Bezirk“ bezeichnet wird (vgl. Schweitzer 1974), ist nicht nur der einwohner*innenreichste Wiener Gemeindebezirk, sondern nimmt auch in einem von uns erstellten sozialen Risikoindex für die Stadt Wien den ersten Rang ein. Mittels dieses sozialen Risikoindex wird eine Kombination von Benachteiligungsfaktoren aufgrund von Einkommen, Arbeitslosigkeit, (formaler) Bildung, (sog.) Migrationshintergrund für die dort lebende Bevölkerung abgebildet. Je höher die Kombination der Anteile möglicher Benachteiligungsfaktoren ist, desto höher ist demnach das soziale Risiko. Dies wird in der folgenden Abbildung 3 ebenfalls über eine Grauskala dargestellt.

9 Ergebnis der letzten Nationalratswahl 2019: SPÖ: 37 %; FPÖ: 17 %; ÖVP: rund 23 %; Grüne und Neos: rund 13 bzw. 6 %.

10 Bei der letzten Gemeinderatswahl 2015 lagen SPÖ und FPÖ fast gleichauf bei rund 41 bzw. 39 %.

Abbildung 3: Sozialer Risikoindex in Wien



Quelle: MA 23, eigene Abbildung.

Auch in den anderen von den Studienteilnehmer*innen gemiedenen Bezirken, dem 11. und dem 16. Wiener Gemeindebezirk, ist das ‚soziale Risiko‘ für die dort lebende Bevölkerung relativ hoch: Der 11. Bezirk nimmt Risikorang 6 und der 16. Bezirk Risikorang 5 ein. In den genannten drei Bezirken (Favoriten, Simmering, Ottakring) lebt demnach auch der größte Anteil an Wiener*innen, die laut Wiener Statistik als Bevölkerung mit Migrationshintergrund geführt wird bzw. die über keine österreichische Staatsbürger*innenschaft verfügt. Ebenso sind das jene Bezirke, in denen die Bewohner*innen nur über ein unterdurchschnittlich niedrigeres Einkommen und niedrigere (formale) Bildung verfügen sowie häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen sind als der Wiener Gesamtdurchschnitt.

Bereits an dieser Stelle wird deutlich, dass ein großer Anteil der Studienteilnehmer*innen in unterschiedlicher Form und Ausprägung jene Bezirke und Orte meidet oder als Angsträume und Problembezirke für LGBTIQs identifiziert, die einen besonders hohen Rang im sozialen Risikoindex einnehmen. Das heißt, die *Wahrnehmung* der Stadt und Stadträume sowie Empfindungen von Sicherheit und Angst spiegeln etablierte rassifizierte und klassierte Strukturierungen und Aufteilungen von Wien wider, also das, was in der Stadtforschung als sozialräumliche Segregation bezeichnet wird (Alisch 2018).

Homo*-, Trans*- und Inter*phobie werden also in jene (Stadt-)Räume lokalisiert (Rao 2015), die (wie im theoretischen Teil beschrieben), historisch als ‚zurückgebliebene‘

Räume, als ‚anachronistic spaces‘, imaginiert werden und in denen auch aktuell Bevölkerungsgruppen leben, die sozial und ökonomisch benachteiligt und marginalisiert sind. Demnach spielen Debatten um LGBTIQ-Feindlichkeit, wie Vassilis Tsianos betont, eine zentrale Rolle, um diese Räume wiederum als „gefährlich und antimodern [...] zu othern“ (Tsianos 2014: 59), während umgekehrt Sicherheit für LGBTIQs vor allem mit teureren/einkommensstärkeren Bezirken und städtischen Konsumräumen verbunden wird. Die als sicher(er) wahrgenommenen Bezirke und Räume zeichnen sich somit im Gegensatz zu den gemiedenen Bezirken durch eine (vermeintlich) ‚überlegenere‘ Sexual- und Geschlechterordnung, eben einen „sexuellen Exzeptionalismus“ (Puar 2007), aus.

Geschlecht und Sexualität können folglich auch aus einer historischen Perspektive als Kulminationspunkte von rassisierten und klassierten *Othering*-Prozessen gelten. So haben zahlreiche post- und dekoloniale Theoretiker*innen in einer Vielzahl an historischen Arbeiten gezeigt, wie koloniale Gewalt und entsprechende koloniale Politiken (z. B. rassistische Vergewaltigungsgesetze) durch die (vermeintliche) sexuelle und geschlechtliche ‚Unzivilisiertheit‘ und ‚Barbarei‘ der indigenen Bevölkerungen diskursiv und politisch legitimiert wurden und umgekehrt sexuelle und geschlechtliche Vielfalt und Ambiguität zum Gegenstand kolonialer Intervention wurden. „By the nineteenth century, popular lore had firmly established Africa as the quintessential zone of sexual aberration and anomaly“, so etwa Anne McClintock (1995: 22) in ihrer historischen Rekonstruktion britischer Kolonialpolitik und -diskurse. Die Kolonien galten demnach als Brutstätten für Sodomie, gleichgeschlechtlichen Sex, sexuelle Promiskuität und eine aus den Fugen geratene Geschlechterordnung. Während historisch jedoch gerade Homosexualität, Sodomie und Geschlechtervermischung als Inbegriffe einer unzivilisierten Sexualität der ‚unteren Schichten‘ oder ‚barbarischen Wilden‘ problematisiert wurden, sind es aktuell gerade Homo*-, Trans*- und Inter*phobie, die als Kennzeichen dieser Anderen gelten und zum Kennzeichen eines „anachronistischen Raumes“ (McClintock 1995) wurden. Wenn Cynthia Weber in ihrer queertheoretischen Analyse des internationalen Staatensystems und entsprechender globaler Asymmetrien sowie Grenzziehungspraktiken von „sexualized [world] orders“ (Weber 2016: 70f.) spricht, kann folglich auch für den Bereich städtischer Segregationspraktiken von ‚sexualized urban orders‘ gesprochen werden.

Das heißt, eine soziale und temporale „Ungleichheit der städtischen Teilgebiete“ sowie die „ungleiche Verteilung der Wohnstandorte sozialer Gruppen über das Stadtgebiet“ (Alich 2018: 503f.) findet partiellen Niederschlag in der Wahrnehmung dieser Räume durch die Studienteilnehmer*innen selbst. Insofern stellt sich hier im Rekurs auf Sara Ahmed die Frage, ob somit die *Objekte*, die Angst auslösen – in diesem Fall die (vermeintlichen) Bewohner*innen dieser (Problem-)Bezirke –, selbst zur *Ursache* der Angst gemacht werden. Auffallend ist in diesem Zusammenhang jedenfalls auch, dass jene Bezirke, in denen machtvoll und etablierte heteronormative Institutionen zu finden sind und den öffentlichen Raum prägen, wie z. B. die Universität und große katholische Kirchen im ersten Bezirk (Innere Stadt) oder (schlagende) Burschenschaften im achten Bezirk (Josefstadt), hinter eine besonders wahrgenommene Bedrohung in den genannten Problembezirken zurücktritt.

4 Die Identifizierung von „Migranten/Islam“ und „Proleten/ungebildet“ als zentrale Bedrohungskomplexe

70 Studienteilnehmer*innen (das sind 9 % aller, die gewisse Plätze/Orte aus Angst vor Gewalt meiden) bringen explizit bestimmte Personen- bzw. Täter*innengruppen mit den beschriebenen Problembezirken oder Angsträumen in Verbindung. Das heißt, auch wenn nur ein geringer Anteil der Befragten explizit bestimmte Täter*innengruppen benennt, sind diese qualitativen Antworten insofern von analytischer Relevanz, da sie deutlich auf das von unterschiedlichen Autor*innen bereits untersuchte Phänomen einer Ethnisierung und Externalisierung von Homo*-, Trans*- und Inter*phobie verweisen. Wie in den folgenden Zitaten deutlich ersichtlich ist, wird LGBTIQ-Feindlichkeit damit gleichsam zur inneren Eigenschaft einer bestimmten, als homogen wahrgenommenen Bevölkerungsgruppe oder Kultur stilisiert:

„Ich besuche meinen Mann, der in Favoriten [10. Bezirk] wohnt, weniger gerne. Mittelfristig wird er sich eine Wohnung in einem Bezirk mit weniger Türken suchen [...] UND NEIN, wir sind nicht ausländerfeindlich, aber ich will mich weder beschimpfen noch ANSPUCKEN lassen!!!! Und ich wette, die politisch korrekten Leute, die diesen Fragebogen gemacht haben, wohnen nicht in einem Gretel [sic!¹¹] mit so hohem Migrantenanteil ... Das ist für zwei junge schwule Männer nämlich echt kein Vergnügen!!!!“ (Cis-Mann*, schwul*, zwischen 19 und 30 Jahre alt)

Andere der rund 70 erwähnten Personen begründen ihre Angst oder ihr Unwohlsein in diesen (Problem-)Bezirken mit ähnlichen Argumenten. Sie versuchen diese Orte folglich aufgrund von „zu vielen Migranten“ oder „Ausländern“, eines „hohen Migrationsanteils“ oder der Präsenz von „Islam“ oder „Muslimen“ zu meiden.

Gleichzeitig tauchen in diesem Zusammenhang aber auch Begriffe wie „geringe Bildung“, „sozial Schwache“, „Proleten“ oder „Betrunkene“ auf. Als beispielhaft für Antworten auf die Frage, welche Orte gemieden werden, können folgende gelten:

„Orte wo es Proleten gibt. Orte wo viele Migranten leben. Orte wo alte, konservative leben. Restaurants, Lokale.“ (Cis-Mann*, schwul*, zwischen 31 und 45 Jahre alt)

„typische Arbeiterbezirke – teilweise wegen Immigranten (da sie viel konservativer sind) und ‚niedrigeren‘ [sic!] Bildungsniveau!“ (Cis-Mann*, schwul*, zwischen 19 und 30 Jahre alt)

„10. bezirk, generell randbezirke (leider muss man sagen, dass es hauptsächlich die ärmeren bezirke betrifft; wo der migrantenanteil relativ hoch ist ... oder der von alten versoffenen wienern).“ (Cis-Frau*, lesbisch*, zwischen 19 und 30 Jahre alt)

„Gegenden mit hohem Immigrantenanteil und sozial schwache Gegenden, öffentliche Verkehrsmittel.“ (Cis-Mann*, schwul*, zwischen 31 und 45 Jahre alt)

„sammelplätze von eher unteren Bildungsschichten und Migranten die keiner Tätigkeit nachgehen – Praterstern würde ich gerne meiden – nur muss ich hier leider um/aussteigen.“ (Cis-Mann*, schwul*, zwischen 31 und 45 Jahre alt)

„bezirke mit hohem ausländeranteil oder einfachstrukturierten inländern.“ (Trans*Frau, heterosexuell*, 31 bis 45 Jahre alt)

11 Gemeint ist „Grätzl“, was dem Berliner Begriff „Kietz“ entspricht.

Anhand dieser Zitate wird deutlich, dass Gefühle von Sicherheit und Bedrohung hier explizit rassisierte und klassierte Implikationen ausweisen. Demnach erscheinen Menschen, die über eine (formal) geringe Bildung verfügen, wohnungs- oder erwerbslos sind, ebenso wie Personen, die als Migrant*innen oder Muslim*innen identifiziert werden, als besonders LGBTIQ-feindlich und somit bedrohlich für LGBTIQs. Intersektionale Positionalitäten – wie z. B. muslimische Queers oder queere Wohnungslose – kommen in dieser Logik freilich nicht vor. Dieses Ergebnis korreliert mit den Überlegungen von Kira Kosnick, wenn sie zeigt, dass „public urban space“ zu einem zentralen Kampffeld für den angeblichen „clash of minorities“ (Kosnick 2015: 688) geworden ist und insbesondere durch eine anti-intersektionale Gegenüberstellung eines Konfliktes zwischen ‚Muslimen versus Homosexuellen‘ gekennzeichnet sei. Minorisierte LGBTIQs, BPOC (Black and People of Color) oder migrantisch positionierte Queers kommen in diesem Konflikt jedoch nicht vor oder werden, wie etwa Haritaworn/Erden/Tauquir (2008) deutlich machen, vornehmlich als zu rettende ‚Opfer‘ einer zurückgebliebenen Kultur stilisiert.

Ähnlich rassisierte und klassierte Wahrnehmungen von Sicherheit und Bedrohung fanden wir auch in anderen Teilen unserer Auswertung, insbesondere in den Antworten auf die folgenden offenen Fragen: „Was bräuchte es, damit Sie sich in Ihrem Wohnumfeld/Grätzl (noch) sicherer fühlen?“ und „Was könnte in Wien verbessert werden, damit Sie sich als LGBTI (noch) zufriedener fühlen?“. Wie in den folgenden, exemplarisch ausgewählten Antworten deutlich wird, manifestieren sich die Themenkomplexe Migration/Islam und Bildung/Unterschicht hier ebenfalls wieder:

„eine permanente Polizeiüberwachung, was nicht möglich ist, um nicht unsere grotesken Migranten einer permanenten Bedrohung ausgesetzt zu sein.“ (Cis-Mann*, schwul*, 31 bis 45 Jahre alt)

„einen bedeutend geringeren fanatischen Ausländeranteil (zu viele ‚Moschen‘ [sic!] in der Umgebung, zu viele ‚Ausländervereine‘ die dem Islamismus und Fanatismus zugewandt sind, was aber anscheinend keinem [sic!] stört.“ (Cis-Mann*, schwul*, 31 bis 45 Jahre alt)

„Den Ausländeranteil (vor allem von Türken und anderen muslimischen Migranten) deutlich senken, da es durch diese Menschen permanent zu extremster Feindseligkeit mir gegenüber kommt.“ (Transfrau*, lesbisch*, 31 bis 45 Jahre alt)

„weniger Ausländer (vor allem Tschetschenen, Albaner, Serben, die glauben, sie können österreichische Staatsbürger, die homosexuell sind, beschimpfen und mobben. Neue Gesetze, die solche Aktionen bestrafen! Mehr Polizei.“ (Cis-Mann*, schwul*, 19 bis 30 Jahre alt)

In unserer Studie lassen sich folglich zwei große Bedrohungskomplexe – Migrant*innen/Islam und Proleten/ungebildet – erkennen, die sich auch in einer Problematisierung von jenen Bezirken manifestieren, in denen sich nach Wahrnehmung der Studienteilnehmer*innen „muslimische Migranten“ oder „ungebildete Proleten“ aufhalten.

Hier bestätigt sich die in der Einleitung vorgestellte These von Rahul Rao (2014) hinsichtlich der weiteren Implikationen einer räumlichen Lokalisierung von Homo*-, Trans*- und Inter*phobie: Die jeweiligen Bezirke werden einerseits gemieden, weil sie von bestimmten Menschen/Körpern bewohnt werden, und umgekehrt wird die Präsenz von *bestimmten* Körpern zum Zeichen für einen Problembezirk. Dies korreliert ebenfalls mit der These von Sarah Ahmed (2004a), dass, wenn bestimmte Körper zur Ursache von Angst selbst erklärt werden, jene „affektiven Ökonomien“ und

Ungleichheitsverhältnisse, die diese Interpretation nicht nur ermöglichen, sondern geradezu forcieren, aus dem Blick geraten. Einige Studienteilnehmer*innen sehen daher auch u. a. folgenden Handlungsbedarf für die genannten Problembezirke, wie „Aufklärungsarbeit bei den Migranten“, „den Ausländeranteil [...] deutlich senken“, „häufigere Streifenfahrten der Polizei“. In der aktuellen post- und dekolonialen Stadtforschung spricht man aufgrund dieser Fortschreibung einer asymmetrischen Positionierung von Körpern entlang rassisierter und klassisierter Differenz- und Raumkonstruktionen auch von einer „Kolonialität des Städtischen“ (Ha 2017). Stephan Lanz (2002) ortet in den Konstruktionen von ‚Problembezirken‘ demnach auch einen städtischen Orientalismus, in den auch spezifische *bürgerliche* Vorstellungen vom Eigenen und einem abweichenden und ‚orientalisierten Anderen‘ eingehen.

Die Angaben in unserer Studie bezüglich der gemiedenen Orte decken sich mit der Wohnsitzwahl der Studienteilnehmer*innen selbst. Relativ gesehen zur Gesamtbevölkerung lebt die Mehrzahl der befragten LGBTIQs im 6., 1., 7., 8. und 4. Bezirk. Das sind klassische Studierendenbezirke bzw. Bezirke mit gutbürgerlichen, alteingesessenen, wohlhabenden Familien, und am wenigsten in den Bezirken 10, 11, 21, 22 und 23. Während der 6. Bezirk viele LGBTIQ-Lokale, Cafés und Bars beherbergt und vielleicht am ehesten als das Wiener *gay village* bezeichnet werden kann, weist die Bevölkerung des 1. Bezirks (Innere Stadt) das höchste jährliche Nettoeinkommen pro Kopf auf. Hier bestätigt sich demnach auch die These von einer klassisierten und rassisierten Strukturierung von queeren Räumen und den als queer- oder LGBTIQ-freundlich geltenden Stadtteilen selbst. Der 6. Bezirk ist auch tendenziell wesentlich *weiß(er)*, *bürgerlich(er)* und von relativ weit mehr schwulen Männern* als lesbischen Frauen* besiedelt, als beispielsweise der als gefährlich eingestufte 10. Bezirk. (Der größte Geschlechterunterschied in der Bezirkswahl besteht im als Problembezirk eingestuften 16. Bezirk, wo relativ weit mehr lesbische Frauen* als schwule Männer* leben.) LGBTIQs, die dennoch in den eher ‚gemiedenen‘ Bezirken (11, 22, 23, 21, 10) wohnen, geben in der Befragung niedrige Werte beim subjektiven Sicherheitsgefühl in ihrem Wohnbezirk an als auch für sich selbst eine häufig angespannte finanzielle Situation als substanziellen Stressfaktor; sie sind auch am wenigsten zufrieden mit ihrem Leben in Wien. In diesem Kontext kommt daher der Kategorie *Klasse* ebenfalls eine zentrale Bedeutung zu: Es zeigt sich, dass das Einkommen auch für LGBTIQs höchst signifikant für die Wahl des Wohnbezirks ist. Liegen die genannten Einkommen der Befragten *unter* 1 500 Euro, ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass in einem Bezirk mit hohem sozialen Risikoindex gewohnt wird. Bei höheren Einkommen ist die Wahrscheinlichkeit wesentlich geringer. Ebenso verhält es sich mit dem Bildungsgrad: Wer eine niedrige formale Bildung aufweist, wohnt wahrscheinlicher in solch einem Bezirk. Das Alter und der Migrationshintergrund sind nicht signifikant für die Bezirkswahl.

5 Zusammenfassung

Auch wenn in Wien die Debatten um eine ethnisch-räumliche Segregation oder sog. Parallelgesellschaften etwas anders gelagert sind als in Berlin, haben wir anhand ausgewählter Ergebnisse aus einer breit angelegten empirischen Studie zu den Lebens-

bedingungen von LGBTIQs in der Stadt Wien gezeigt, wie Homo*-, Trans*- und Inter*phobie ebenso wie Sicherheit in bestimmten Stadtbezirken mit einem spezifischen Bevölkerungsanteil lokalisiert werden. Diese gefährlichen oder gemiedenen Stadtbezirke (das sind die klassischen Arbeiter*innenbezirke Wiens mit einem hohen ‚sozialen Risiko‘) erscheinen demnach als ‚rückständige‘ Zonen der ‚ungebildeten‘, ‚armen‘ und ‚migrantischen‘ Anderen, während LGBTIQ-Toleranz und Sicherheit in den einkommensstärkeren, modernen Bezirken der gebildeten, bürgerlichen (Mittel-)Schichten verortet werden. Insofern zeigt sich, dass eine zunehmende Ethnisierung und Externalisierung von Gewalt gegen LGBTIQs sich auch in der Wahrnehmung und Deutung des urbanen Raumes manifestieren. So weist die Wahrnehmung von Wiens klassischen Arbeiter*innenbezirken als Angsträume und gefährliche Orte rassistische und klassistische Implikationen aus und kann als Manifestation der von Ha beschriebenen „Kolonialität des Städtischen“ begriffen werden. Aus einer geschlechter- und queertheoretischen Perspektive ist folglich besonders bedeutend, dass – wie auch unser Beitrag zeigt – Sexualität und Geschlecht nicht nur als Nebenschauplätze städtischer Aushandlungen von Sicherheit gelten können, sondern eine *konstitutive* Rolle für die Konstruktion von Problembezirken bzw. für das Funktionieren eines städtischen Orientalismus bzw. anti-muslimischen Urbanismus spielen.

Aber gerade vor dem Hintergrund einer mehrfach konstatierten Heteronormativität (nicht nur) des öffentlichen Raumes und einer, auch in der vorliegenden Studie deutlich hervortretenden *empirischen Realität* von Gewalt gegen LGBTIQs auf der Straße, auf öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Räumen sei am Ende dieses Beitrages auf die, unseres Erachtens, zentrale These von Gabriele Dietze verwiesen: Dietze (2017) argumentiert, dass gerade durch eine zunehmende Auslagerung von Homo*-, Trans*- und Inter*phobie die fortdauernde *Normalität* von heteronormativer Geschlechtergewalt sowie die mangelnde Einlösung von Gleichstellungsforderungen verschleiert werden: „Die Fixierung auf ‚problematische‘ muslimische Sexualitäten“ helfe dabei, so Dietze, um „über die Enttäuschung der westlichen unvollendeten Emanzipation hinwegzukommen oder ihre nicht stattgehabte Vollendung zu leugnen“ (Dietze 2017: 23). Gerade vor dem Hintergrund des klassen-, herkunfts- und bildungsbezogenen Bias unserer Studie stellt sich daher die Frage, wie sich zukünftige queere Kämpfe um eine *urban citizenship* sowie eines *right to the city* artikulieren und welche Feindbilder hier gezeichnet, aber auch, welche Bündnisse hier gesucht werden (können). Wir enden den Beitrag demnach mit einigen der wenigen Antworten aus der Studie, die Gewalt gegen LGBTIQs jenseits anti-intersektionaler Perspektiven verhandeln und die Normalität von rassistischen und klassistischen Stadt- und Raumkonstruktionen zumindest ein Stück weit de-zentrieren. So wünschen sich eine Handvoll Studienteilnehmer*innen z. B.

„Unterstützung von LGBTI-Migrant_innen und LGBTI-Geflüchteten (Wohnen und ARBEIT).“ (Cis-Frau*, lesbisch, zwischen 31 und 45 Jahre alt)

„Kampagnen oder Diskussionen zum Thema Queer und Migration bzw. Rassismus innerhalb der österreichischen Queer-Community und Homophobie innerhalb der Migrant_innen Communities.“ (Cis-Mann*, schwul*, zwischen 19 und 30 Jahre alt)

Literaturverzeichnis

- Ahmed, Sara (2004a). *The Cultural Politics of Emotion*. New York: Routledge
- Ahmed, Sara (2004b). Affective Economies. *Social Text*, 22(2), 117–139.
- Alisch, Monika (2018). Sozialräumliche Segregation. Ursachen und Folgen. In Ernst-Ulrich Huster, Jürgen Boeckh & Hildegard Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (S. 503–522). Wiesbaden: Springer.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Dietze, Gabriele (2016). Ethnosexismus. Sex-Mob-Narrative um die Kölner Sylvesternacht. *Movements*, 2(1). Zugriff am 5. Oktober 2017 unter http://movements-journal.org/issues/03_rassismus/10.dietze--ethnosexismus.pdf.
- Dietze, Gabriele (2017). Sexueller Exzeptionalismus als Kulturalisierung von Geschlecht und Sexualität. *Freiburger Zeitschrift für Geschlechterstudien*, 23(2), 21–36.
- Doan, Petra L. (2010). The tyranny of gendered spaces – reflections from beyond the gender dichotomy. *Gender, Place & Culture*, 17(5), 635–654. <http://dx.doi.org/10.1080/0966369X.2010.503121>
- Erel, Umut; Haritaworn, Jin; Rodriguez, Encarnación Gutiérrez & Klesse, Christian (2007). Intersektionalität oder Simultaneität?! Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – eine Einführung. In Jutta Hartmann, Christian Klesse, Peter Wagenknecht, Bettina Fritzsche & Kristina Hackmann (Hrsg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung* (S. 239–250). Wiesbaden: VS Verlag.
- Fundamental Rights Agency (FRA) (2014). *EU LGBT Survey – European Union Lesbian, Gay, Bisexual and Transgender Survey*. Zugriff am 17. Mai 2019 unter <http://fra.europa.eu/en/publication/2014/eu-lgbt-survey-european-union-lesbian-gay-bisexual-and-transgender-survey-main>.
- Ha, Noa K. (2017). Zur Kolonialität des Städtischen. In Zwischenraum Kollektiv (Hrsg.), *Decolonize the City! Zur Kolonialität der Stadt. Gespräche, Aushandlungen, Perspektiven* (S. 75–87). Münster: Unrast.
- Haritaworn, Jin (2015). *Queer Lovers and Hateful Others. Regenerating Violent Times and Places*. London: Pluto Press.
- Haritaworn, Jin; Erdem, Esra & Tauqir, Tamsila (2008). Gay Imperialism. The Role of Gender and Sexuality Discourses in the ‘War on Terror’. In Adi Kuntsman & Esperanza Miyake (Hrsg.), *Out of Place. Interrogating Silences in Queerness/Raciality* (S. 9–34). York: Raw Nerve Books.
- Kosnick, Kira (2015). A Clash Of Subcultures? Questioning Queer-Muslim Antagonisms in the Neoliberal City. *International Journal of Urban and Regional Research*, 39(5), 687–703. <https://doi.org/10.1111/1468-2427.12261>
- Lanz, Stephan (2002). Mythos europäische Stadt – Fallstricke aktueller Rettungsversuche. In Wolf-Dietrich Bukow & Erol Yildiz (Hrsg.), *Der Umgang mit der Stadtgesellschaft* (S. 63–77). Wiesbaden: VS Verlag.
- MA 23 (aktuell) Stadt Wien Statistik. Zugriff am 10. Oktober 2019 unter <https://www.wien.gv.at/statistik>.
- McClintock, Anne (1995). *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York: Routledge.
- Namaste, Ki (1996). Genderbashing Sexuality, Gender, and the Regulation of Public Space. Environment and Planning D. *Society and Space*, 4(2), 221–240.
- Puar, Jasbir (2007). *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times*. Durham: Duke University Press.

- Rao, Rahul (2014). The locations of homophobia. *London Review of International Law*, 2(2), 169–199.
- Schönplflug, Karin; Hofmann, Roswitha; Klappeer, Christine M.; Huber, Clemens & Eberhardt, Viktoria (2015). „Queer in Wien“. Stadt Wien Studie zur Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender-Personen und Intersexuellen (LGBTIs). IHS Wien. *Forschungsbericht*. Zugriff am 10. Oktober 2019 unter <https://www.wien.gv.at/menschen/queer/pdf/studie-queer-in-wien.pdf>.
- Schuster, Nina (2012). Queer Spaces. In Frank Eckardt (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie* (S. 633–659). Wiesbaden: VS Verlag.
- Schweitzer, Renate (1974). Die Entwicklung Favoritens zum Arbeiterbezirk. *Wiener Geschichtsblätter*, 29(4), 253–263.
- Tomsen, Stephen & Mason, Gail (2001). Engendering Homophobia. Violence, Sexuality and Gender Conformity. *Journal of Sociology*, 37(3), 257–273. <http://dx.doi.org/10.1177/144078301128756337>
- Tsianos, Vassilis (2014). Homonationalismus und New Metropolitan Mainstream. Gentrifizierungsdynamiken zwischen sexuellen und postsäkularen Politiken der Zugehörigkeit. *Suburban. Zeitschrift Für Kritische Stadtforschung*, 2(3), 59–80.
- Weber, Cynthia (2016). *Queer International Relations: Sovereignty, Sexuality and the Will to Knowledge*. Oxford: Oxford University Press.
- Yilmaz-Günay, Koray (2014). Der „Clash of Civilizations“ im eigenen Haus. In Koray Yilmaz-Günay (Hrsg.), *Karriere eines konstruierten Gegensatzes: Zehn Jahre „Muslime versus Schwule“*. *Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001* (S. 7–13). Münster: Edition Assemblage.

Zu den Personen

Christine M. Klappeer, Dr., Politikwissenschaftlerin, Georg-August-Universität Göttingen. Arbeitsschwerpunkte: queere, feministische und postkoloniale politische Theorien, sexuelle Politiken, queer citizenship und transnationale LGBTIQ-Bewegungen.

E-Mail: christine.klappeer@uni-goettingen.de

Karin Schönplflug, Dr., Ökonomin, Institut für Höhere Studien (IHS) Wien. Arbeitsschwerpunkte: Gender und feministische Ökonomie, sozio-ökonomische Situation von LGBTIQs, Utopien und dekoloniale Kritik.

E-Mail: karin.schoenplflug@ihs.ac.at